

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. Raumann's Buchhandlung in Dresden.

Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 686—10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. Th. Züfel, Milwaukee, Wis.

20. Jahrg. No. 16.

Milwaukee, Wis., den 15. April 1885.

Lauf. No. 504.

Inhalt. — Die christliche Gemeindefschule. — „Recht muß doch Recht bleiben.“ — Die Krankheiten unserer heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse und ihre Heilung. — Emigrantenmission in Baltimore im Jahre 1884. — Eine reiche Gemeinde. — Eine Abrahamschwester. — Jesus allein. — Gewisse Glaubenszuversicht. — Ein Stücklein Judenmission. — Habens ihm klar gemacht. — † Theodor Harms. — Kürzere Nachrichten. — Blichertisch. — Conferenz-Anzeigen. — Quittungen. —

Die christliche Gemeindefschule.

Viertes Kapitel,

darin gehandelt wird von Leuten, die auch einmal Schulmeister gewesen sind, von solchen, die es heute noch sind, vom Klarmachen des Standpunktes und von anderen wichtigen Dingen.

Haben wir im vorigen Kapitel gesehen, daß zu einer Schule, auch zu einer christlichen Gemeindefschule, zunächst einmal Kinder gehören, so haben wir nun weiter zu bedenken und zu erwägen, daß zu einer Schule zum andern auch ein Lehrer vonnöthen ist, unter Umständen auch mehrere Lehrer erfordert werden.

Wenn hier von Lehrern die Rede ist, so sind damit freilich nicht nur solche Leute gemeint, die auf einem Lehrerseminar studirt und das Lehrfach an Kinderschulen zu ihrem ausschließlichen Lebensberuf erwählt haben. Denn wenn nur da wirklich eine Schule bestünde, wo ein solcher Mann thätig ist, so würden viele Schulen, und darunter recht gute Schulen, diesen Namen mit Unrecht tragen; und wenn unsere Gemeinden mit der Errichtung einer Gemeindefschule hätten warten wollen, bis sie in der Lage gewesen wären, einen besonderen Mann für diesen Zweck anzustellen, so würde es an vielen Orten heute sehr traurig aussehen, würden viele, die jetzt wackere Gemeindeglieder oder auch Lehrer und Prediger lutherischer Gemeinden sind, solches nie geworden sein.

Gehen wir in die Anfänge mancher unserer lutherischen Gemeinden zurück, so finden wir da in einer Zeit, wo die Gemeinde noch von einem entfernten wohnenden Pastor mit Predigt und Sacrament bedient wurde, schon eine christliche Schule vor, in der die Kinder der Gemeindeglieder, und wohl auch Kinder deutscher Eltern, die nicht zur Gemeinde gehörten, biblische Geschichten, den Katechismus, Lesen, Schreiben und rechnen lernten. Da saßen vielleicht einmal bei irgend einer Gelegenheit mehrere Familienväter beisammen

und des Hauswirths Söhnlein oder Töchterlein saß abseits an einer Ecke des Tisches und las in der Bibel. Einer der Gäste wird darauf aufmerksam und fragt verwundert den Hausvater:

„Du, Jochen, kann denn dein Karl auch deutsch lesen?“

Der Vater nimmt verwundert die Pfeife aus dem Mund und schaut hinüber zu seinem Karl, der noch gar nicht gemerkt hat, daß von ihm die Rede ist; dann sagt er:

„Ob der deutsch lesen kann? Gewiß kann er lesen. Karl, bring mal dein Buch her.“

Der Kleine, der ganz in seine Bibel vertieft war, schaut jetzt auf, wird roth und verlegen, folgt aber des Vaters Befehl und kommt mit seinem Buch hinter dem Tisch vor.

„Na, gieb mal her,“ sagt der Nachbar, „sollst mir einmal etwas vorlesen?“ und damit hat er gleich das erste Kapitel im ersten Buch Mose aufgeschlagen und den Finger auf den ersten Vers gelegt; „hier sang an,“ spricht er und reicht dem Knaben die Bibel. Der sieht etwas bekommen den Vater an; als der aber winkt und sagt: „Brauchst dich nicht zu fürchten; machs so gut du kannst,“ da hebt der Kleine an, fährt mit dem Finger von einem Wort zum andern und liest langsam und bedächtig, aber ganz richtig:

„Im An=fang schuf Gott Him=mel und Er=de. Und die Er=de war wüßt und leer, und es war sin=stern auf der Tie=se; und der Geist Got=tes schweb=te auf dem Wa=sser. Und Gott sprach: Es wer=de Licht! Und es ward Licht. Und Gott sa=he, daß das Licht gut war“ —

Die Männer haben aufmerksam zugehört. „So,“ unterbricht der Nachbar den Leser, „das geht ja schon,“ und der Kleine athmet erleichtert auf, daß das Examen vorüber ist, und geht wieder hinter seinen Tisch.

„Wer hat Karl'n lesen gelehrt?“ fragt der Nachbar darauf den Vater; „meine daheim können noch kein A und kein Z.“

„Das hat er von mir gelernt,“ antwortet der Hausvater; „ich nehme Karl'n und Marie jeden Tag vor, und den Katechismus müssen sie mir auch lernen. Was soll man sonst machen? Schulen haben wir nicht, und die Kinder sollen doch nicht aufwachsen wie die Indianer im Busch. Zeit habe ich ja jetzt im Winter auch.“

„Ja,“ sagt ein anderer Nachbar, „Zeit hätte ich auch, aber ich kann meinen nichts beibringen; ich habe kein Geschick und keine Geduld dazu.“

„Ich auch nicht,“ stimmen die Andern ein; „aber,“ spricht einer, und sieht dabei den Hausherrn so etwas

zweifelhaft an, als ob er etwas riskirte, „ich will dir meine beiden auch herüber schicken, und wenn ich dir dafür wieder einen Gefallen thun kann, solls an mir nicht fehlen.“

„Du,“ sagt der Nebenmann, „du bist mir zuvorgekommen; ich wollte gerade dasselbe sagen,“ und ein paar Andere, die jetzt auch Muth bekommen haben, die Zumuthung laut werden zu lassen, die sie schon bei sich gedacht hatten, meinen: „Ja, Frig, meine kannst du auch haben, wenn du sie nehmen willst.“ —

Und richtig, der Hausherr geht nach einigem Besinnen und einigem Bitten und Zureden von Seiten der Andern darauf ein: die Kinder mögen kommen. „Ein Schulmeister bin ich nicht,“ spricht er, und mehr als ich habe, kann ich nicht geben; aber ich will es versuchen. Nur das sage ich euch, die Kinder müssen regelmäßig kommen, wenn nicht zu böß Wetter ist, und wer nicht pariren will, den schicke ich fort. Können morgen anfangen.“

Am nächsten Tag kommen die Kinder, ein ganzer Tisch voll, und die Schule ist fertig. Bis zum nächsten Sonntag aber ist die Sache schon bekannt geworden, und nach dem Vespottesdienst kommt noch Einer und der Andere und bittet für seine Kinder auch um Aufnahme, und weil der so plötzlich zum Schulmeister avancirte Landmann oder Handwerker einwenden muß, er habe nicht mehr Platz in seiner Stube, und die Gesellschaft trage ihm so schon genug Schnee und Schuhschmiere ins Haus, so macht einer den Vorschlag, das Kirchlein zur Schule zu benutzen. Ein Anderer er bietet sich gleich, Feuerholz zu liefern; ein Dritter will dafür sorgen, daß eingehetzt wird, weil er am nächsten bei der Kirche wohnt — und im Umsehen ist die Sache durch Zustimmung aller zur Gemeindefschule geworden. Der neue Schullehrer bewährt sich; die Kinder lernen etwas, und zu Anfang des nächsten Winters muß die Schule wieder eingerichtet werden.

So oder ähnlich ist es an nicht wenigen Orten zugegangen, und der Schreiber dieser Artikel hat auf seinen Kreuz- und Querzügen in Wisconsin wiederholt ältere Gemeindeglieder kennen gelernt, die auf diese Weise auch einmal Schulmeister gewesen waren. „Jetzt haben wir es ja besser,“ pflegen sie wohl zu sagen; „aber was sollte man damals anfangen; man machte es eben, so gut man konnte, und es war doch besser als gar nichts.“ Ja, gewiß, sagen wir, war es besser, und wenn nur mehr Leute es so gemacht hätten in jenen Tagen der ersten Anfänge, dann würde es mancherorts heute besser aussehen, wo die Spuren früherer Verwilderung noch jetzt fühlbar sind.

Stengel und ihre schwarze Dornharte bemerkbar waren. Dann wandte er sich der steilen Bergwand zu, an der Kirche vorbei, deren Fenster im Mondlicht hell glänzten, während ein düsterer Schatten auf die mit Kreuzen geschmückten Gräber des Kirchhofs fiel.

Der Schnee knirschte und winselte unter seinen schweren Tritten, und wo er den Stachel seines Stodes einsetzte, pfliff es laut auf. Der Nordost kam eiskalt das Thal herunter und fuhr schneidend scharf dem Bergmann um Nase und Ohren. So schritt er durch im Schnee begrabenes Buschwerk und Weinberge den glatten, felsigen Pfad hinan.

Wie anders war es an einem lieblichen Frühlingmorgen, wo unten im Thal die jetzt erstarrten Wellen rauschten, wo der labende Morgenwind Ströme von Duft aus dem Wald der Blüthenbäume dem Wanderer entgegenführte, wo in allen Büschen Nachtigallen schlügen und alle Arten von Singvögeln zwitscherten, wo um diese Zeit schon der erste Sonnenstrahl die Spitzen der Berge küßte. Aber selbst ein solcher Wintermorgen hatte, wenn man einmal im Gange war, etwas ungemein Erfrischendes, Belebendes. Man mußte allerdings gesund sein und gut fort können.

Unserem armen Andreas ging es dagegen mit den wehen Füßen auf der glatten Schneebahn gar übel. Er war der Erste gewesen, der aus dem Dorfe hinausging; ehe er jedoch das letzte Drittel des Berges erreichte, war er bereits der Letzte.

Einer nach dem Andern war an ihm vorüber geeilt und meistens sogar noch mit einem Spottwort auf den Lippen. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. „Andreas, Du läufst ja wie ein Hase den Berg hinauf,“ sagte der Eine. „Du willst auch heute noch weit?“ fragte ein Anderer. „Er hat in Paris Geschäfte,“ antwortete für ihn ein Dritter. „Für einen Telegraph bist du auch verdoeben,“ spottete wieder ein Anderer. „Er soll Conductor bei der Schneckenpost werden,“ entgegnete ein Fünfter, der auch eben vorüberschritt.

In dieser hänselnden Weise ging es weiter. Selten, daß Einer eine Frage des Mitleids oder ein Wort der Aufmunterung für ihn hatte. Nur Einer von Allen, der Schifferanton, blieb eine Zeit lang bei Kiffel zurück und sprach herzlich und eingehend mit ihm. Dann aber verließ er ihn auch, im Schnellschritt seinen Kameraden nacheilend.

Dem armen Andreas wurde es angst und bange. Er schwigte trotz der erschrecklichen Kälte. Wenn er nicht rascher vorwärts konnte, kam er zum „Verles“ zu spät, und war er nicht verlesen oder der verlesende Steiger schon fort, so durfte er allein, wie der Bergmannsausdruck lautet, nicht „anfahren“. Er mußte einfach wieder unverrichteter Sache zurück und dann dem grausamen Hohne seiner Frau begegnen.

Jetzt hatte er die Höhe erreicht. Mit bangem Blick schaute er nach dem dunklen Schächthäuschen, das gerade vor ihm auf der nächsten Höhe sichtbar wurde.

Dem Augenschein nach war die Entfernung des Häuschens nur eine geringe. In der Wirklichkeit betrug sie aber wenigstens zwanzig Minuten. Eine tiefe Waldschlucht trennte beide Höhen.

Dieses Häuschen mußte Kiffel um vier Uhr oder kurz darnach erreicht haben, sonst kam er zu spät. Um vier Uhr war „Verles“. Bis vier Uhr aber

konnte es nicht mehr weit sein. Denn während er noch hinüberspähete, sah er die ersten dunklen Gestalten seiner Genossen durch den tiefen Schnee aus der Schlucht herauf waten und im Schächthäuschen verschwinden.

Jetzt hüllten auch wirklich vom Kloster her dumpf aber deutlich vier Glockenschläge. Es war vier Uhr.

Diese Gewißheit schnürte dem armen Manne das Herz zusammen. Mit verzweifelndem Blick den Weg messend, sagte er mit beklommener Stimme: „Zu spät!“

Er hätte sein Mißgeschick verwünschen mögen. Aber er that es nicht. Aber er sank auch nicht nutzlos zusammen, sondern er blickte vertrauensvoll zum Himmel.

Zu Hause hatte er gelesen: „Ihr habt nicht widerstanden bis aufs Blut.“ War das nicht wahr? Hatte er nicht eine zu große Scheu vor dem Schmerz? Ging er nicht allzu zärtlich mit seinen Füßen um? Warum trat er nicht fester und kühner auf, statt sich nur so weiter zu schieben? Warum scheute er den Versuch, jetzt noch durch Laufen das Versäumte nachzuholen?

„Vorwärts in Gottes Namen!“ rief er auf einmal mit lauter Stimme und sprang mit gewaltigen Sägen in den tiefen Schnee der Waldschlucht hinein. Seine Füße thaten ihm fast unerträglich wehe, und er biß die Zähne hart aneinander. Allein je mehr es schmerzte, desto wilder sprang er. Und so versprang er sich wirklich den Schmerz. Denn als das Blut in höhere Wallung kam, hörte er völlig auf.

Die Schächthütte war ein auf unwirthbarer, von Sturm und Wetter unbrauster Höhe allein stehendes Gebäude, roh von Brettern zusammengemauert, zum Versammlungsort der anfahrenen Bergleute und zum Schutze der Einfahrt in einen Nebenschacht des Bergwerks, der in der Tiefe durch Stollen und Gänge mit dem Hauptschacht in Verbindung stand.

Als Kiffel noch immer im Laufe athemlos an der Hütte ankam, sah er zu seiner großen Freude, daß er noch zu rechter Zeit kam. Denn eben fuhr der letzte Mann in den Schacht ein. Trotzdem machte der Steiger, der ihn erwartete, ein höchst verbrießliches Gesicht.

Verbießlich war das faltige Gesicht des „alten Sauer“ eigentlich immer. Er machte darin seinem Namen Ehre. Aber wenn er mit Andreas zu thun hatte, wurde dasselbe noch besonders verbrießlich. Schon dem alten Steiger Kiffel, der stets viel mehr bei seinen Vorgesetzten gegolten hatte als er, war er nicht gut Freund gewesen, und war es auch bis jetzt dem Sohne nicht geworden.

Die kurze, verkastete Holzpfeife zwischen den Zähnen, knurrte er Kiffel förmlich an: „Auf ihn kann man immer warten. Einen Tag kommt er, den anderen wieder nicht. Aber immer zu spät. Wäre schon längst über „Hausacker“ hinaus, wenn nicht der Schifferanton gemeldet hätte, daß er dort unten im Schnee herumstrampelte. Werde einmal Anzeige machen. Er kann sich dann gefast machen, daß er entlassen wird.“

Noch immer knurrend legte er von dem in der Hütte brennenden Feuer ein Köhlchen auf seine Pfeife und trollte dann heftig qualmend in Schnee und Wind hinaus dem Hauptschacht zu.

VII.

Der Bergmannsstand war früher berühmt wegen besonderer Frömmigkeit und ernster, gottesfürchtiger Gesinnung. Vielerorts hegt man heute noch dieses günstige Verurteil und glaubt, es könne bei den hundertfachen Gefahren, von denen die Bergleute umgeben sind, und bei ihrer mühseligen Arbeit gar nicht anders sein; aber in der Wirklichkeit trifft man nur hin und wieder Spuren der alten Frömmigkeit. Die Meisten sind trotz ihres düsteren Geschäftes die leichtsinnigsten und ärgsten Spottvögel der Welt, denen Nichts so heilig und erhaben ist, daß sie nicht mit ihrer frechen Rede daran zupfen und rupfen.

In unserem Andreas war noch die Sitte der Väter lebendig. Er stieg nie in die gefahrvolle Tiefe hinunter, ohne Gott seinen Leib und seine Seele empfohlen zu haben.

Auch heute besprach er sich mit dem, der die Seinen nicht verläßt, wenn sie auch wandeln im finstern Thale, und auch dort ihr Trest und Stecken und Stab ist. Dann erst ging er vorsichtig die Sprossen der Leiter abwärts, die senkrecht in das dunkle Loch hinunter führte. An dem Daumen der rechten Hand hatte er das Grubenlicht, in der Linken hielt er den Fäustel und um die Schulter hing ihm das schwere Gewicht der Bohrer. Es bedurfte nur eines Fehltritts, und er stürzte hinunter in die Tiefe, um zu Drei zermalmt zu werden.

Wenn Einer im hellen Tageslicht solchen Abgrund, wo es bergwie unter ihm lag, auf schmaler Leiter hätte abwärts steigen sollen, er hätte grausend den Fuß zurückgezogen. Aber im Dunklen machte er ruhig und sicher ohne Herzklopfen seinen gewohnten Weg.

Als Kiffel den Seitengang betrat, wo er seine Arbeit hatte, rief ihm sein Kamerad in der Arbeit, der Schifferanton, sobald er ihn erkannte, entgegen:

„Ich bin froh, daß du kommst. Ich bringe allein nichts fertig an dem stahlharten Gestein. Du bist und bleibst Meister. Ein solches sicheres Auge, die rechte Stelle zum Anhauen zu erkennen, und eine so geschickte, kräftige Hand, den Fäustel zu führen, hat Keiner unter uns allen, wie du. Doch sage, wie bist du so rasch über die Schlucht gekommen? Man meint, du hättest Flügel gehabt. Ich hätte dich gar nicht mehr erwartet. Ich dachte, du kämest zu spät.“

„Mit den Flügeln kannst du beinahe recht haben, Anton,“ erwiderte Kiffel. „Die Angst, zu spät zu kommen, hat mir Flügel gemacht. Ich war erst auf dem Hühnchen, als es schon vier schlug. Da bin ich gelaufen, und wie gelaufen! Ich hätte nie gedacht, daß ich es fertig brächte; allein je fester ich auf meinen Fuß trat, desto besser ging es. Es war wie ein Wunder.“

Kiffel hatte während dieser Rede bereits seinen Spitzbohrer in das Gestein eingesetzt und den Fäustel zum Schläge ausgeholt, aber plötzlich hielt er sinnend still und sagte: „Ich glaube, Gott hat mir eine Unterweisung geben wollen, daß ich überhaupt den Fuß fester aufsetzen soll im Leben.“

Sein Nachbar verstand nicht, was er meinte, aber Kiffel mußte sich wohl Etwas denken unter seinen Worten, und zwar etwas Besonderes, denn er sah so freudig bewegt aus, als hätte er eine neue Entdeckung oder Erfindung gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krankheiten unserer heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse und ihre Heilung.

Vierter Abschnitt.

Ein Umschwung zum Besseren. Was das Christentum gegen das zeitliche Elend vor vielen Jahrhunderten vermocht hat.

Wir haben im vorigen Abschnitt gesehen, daß die gesellschaftlichen Zustände, welche das Christentum vor achtzehnhundert Jahren vorfand, in vielen Stücken dasselbe Krankheitsbild darboten, das uns in den Zuständen unserer Tage entgegentritt. Da mußte sich uns die Frage aufdrängen: Was für Wirkungen des christlichen Glaubens und Lebens auf die damalige Welt hat man denn nun wahrgenommen? Hat das Christentum der damaligen Welt zum Heilmittel gebient, ist es unter seinem Einfluß wirklich anders geworden im Römerreich?

Wir können auf diese Fragen getrost mit „Ja“ antworten.

Einen gründlichen Umschwung führte das Evangelium herbei, sofern es Christen und christliche Gemeinden schuf. Das Band, welches die Glieder der Christengemeinden umschloß, das Band gemeinsamer Glaubens und inniger Liebe, war durchaus unverträglich mit dem selbstsüchtigen Wesen der Welt. Daß ein Bruder sich des anderen annahm, einer des anderen Last trug, gehörte zu den Dingen, die das Christentum von seinen Eltern sah und schon an seinen Gespielen übte als etwas, das seinem Heiland wohlgefällig sei. Daß der wohlhabende Christ sich als einen Verwalter zeitlicher Güter ansah, durch dessen Hand Gott seine Gaben auch anderen zufließen lassen wolle, durften die Armen in den Gemeinden reichlich erfahren. Schwelgen und Prassen einerseits, Wucheru und Geizen andererseits wurden als Greuel erkannt und behandelt, in dem ein Christ nicht leben könne. Und wiederum galt dem Christen die ehrliche Arbeit nicht für eine Schande, sondern als ein Gottesdienst, durch Gottes Wort und Gebet geweiht. Daß der Armen viele waren, das konnten die Christen in jener Zeit nicht ändern; daß aber kein armer Bruder, keine Witwe, kein Kranker der notwendigen Bedürfnisse des Lebens ermangelte, dafür sorgten die einzelnen Christen, welche etwas übrig hatten, dafür sorgte man auch von Gemeindegewegen. Ja, die Armen galten als die Kleinodien der Kirche, die in hohen Ehren zu halten seien. Darum war es auch nicht so bitter, die Hilfe der Brüder in Anspruch zu nehmen. Der sterbende Vater, der vielleicht auf seinem Krankenlager durch Liebesgaben war unterstützt worden, mußte, wenn er die Augen schloß, daß seine Witwe und seine Waisen versorgt seien; Gott hatte für sie gesorgt durch die treue Liebe, die er in den Brüdern erweckt hatte und durch sein Wort lebendig und thätig erhielt. Der Greis sah die Schwäche und Gebrechlichkeit des Alters über sich kommen und mußte dabei, auch für ihn habe Gott schon gesorgt durch den Segen, der seinen Brüdern verliehen war, und die Liebe, durch die ihr Glaube thätig war. Besondere Zeiten der Noth hatten besondere Anstrengungen der Christen in ihrer Liebesthätigkeit zur Folge. Die Gemeinde in Rom hatte um die Mitte des dritten Jahrhunderts durchschnittlich über 1500 Namen auf der Liste derer, die von der Gemeinde unterstützt wurden;

wie mochten sich erst die Zahlen stellen, wenn eine Theuerung oder eine ansteckende Krankheit oder ein Aufbruch in der Stadt die gemeine Noth vermehrte und die Zahl der Hilfsbedürftigen steigerte. Die Gemeinde von Antiochien ernährte zur Zeit des Chrysostomus mehr als 3000 Arme.

Siebei ist noch auf einen besonders wichtigen Punkt hinzuweisen, der überall, wo Liebesthätigkeit geübt werden soll, Beachtung verdient. In den Christengemeinden waren Leute von den verschiedensten Vermögensumständen, reiche, mittelmäßig wohlhabende, Leute, die von der Hand in den Mund lebten, Arme, denen es am Nothdürftigsten mangelte. Aus verschiedenen Gründen, die heute noch, damals aber in besonderem Maße sich geltend machten, war aber die Zahl der reichen Christen verhältnismäßig gering. Hätten die Reichen allein die Mittel zur christlichen Liebesthätigkeit darbieten sollen, so wäre das bei weitem nicht geleistet worden, was geschah. Zwar wurden vornehmlich die Reichen und Wohlhabenden ermahnt und aufgefordert, von dem, was Gott ihnen reichlich beschert hatte, auch reichlich mitzutheilen. Daneben aber wurde auch den weniger Bemittelten ihre Pflicht vorgehalten, nach Vermögen theilzunehmen an der gemein samen Liebesarbeit; jeder wurde ermuntert etwas zu thun, wie wenig es auch sein könne; ja, wer gar kein Geld habe, der solle dafür durch persönliche Dienstleistung den Nächsten, der derselben bedürftig sei, unterstützen. Und so geschah es denn auch, und diese Gemeinsamkeit der Thätigkeit hatte zur Folge, daß so erstaunlich Großes erreicht, eine Wohlthätigkeit geübt werden konnte von solchem Umfang und von Leuten, die der großen Masse nach ihren Zeitgenossen um ihrer geringen Stellung und ihrer bescheidenen Vermögensverhältnisse willen verachtet waren. Und dabei ging man nicht etwa so zu Werke, daß man Stadt und Land abcollektirt und auch die Massen der Ungläubigen in Anspruch genommen hätte, sondern im Gegentheil, wenn es vorkam, daß Unchristen, namentlich Gebannte, Gaben darbrachten, wies man dieselben grundsätzlich zurück. Ja selbst einem Kaiser Theodosius, der sich versündigt und den darüber an ihn gerichteten Verwahnungen noch nicht Gehör gegeben hatte, widerwies er, daß der Bischof Ambrosius seine Gaben zurückweisen ließ. So sah man die Liebesthätigkeit für einen Gottesdienst an, zu dessen Ausübung die Gemeinde nicht die Beihilfe offener und unbußfertiger Sünder in Anspruch nehmen wollte.

Die Leistungen der Christengemeinden jener Tage und ihrer einzelnen Glieder müssen aber noch mehr zur Bewunderung Anlaß geben, wenn man in Betracht zieht, daß nicht nur innerhalb der einzelnen Ortsgemeinde sich die christliche Bruderliebe bethätigte. Der Christ, der in Zeiten der Bedrängnis, in Tagen der Verfolgung von Heimat und Freundschaft ziehen mußte, fand, wohin er auch kam, wenn eine Christengemeinde im Orte war, die freundlichste Aufnahme, wie einer, auf den man längst gewartet hätte, um ihm Liebes und Gutes zu erweisen. Ja, diese innige Zusammengehörigkeit und die ruhige Bestimmtheit, mit der man derselben Rechnung trug, ließ die Heiden, welche solches mit ansahen, auf den Gedanken kommen, die Christen müßten wohl eine geheime Verschwörerbande sein, die, durch das ganze Reich hin verzweigt, gemeinsam weitgehende Ziele verfolgte, wohl gar einen Umsturz des Reichs im Schilde führe, daher denn diese gemeingefährliche Bruderschaft niederzuhalten oder auszurotten sei.

Mit dieser vermeintlichen Gefährlichkeit wollte sich

freilich das Betragen schlecht reimen, welches jene Christen ihren heidnischen Nachbarn und Mitbürgern gegenüber beobachteten. Denn nicht nur auf d'e Glaubensgenossen erstreckte sich die Liebesthätigkeit der Christen, sondern auch die Noth ihrer heidnischen Nebenmenschen ließen sie sich zu Herzen gehen. „Ihr vergeßt,“ konnte ein christlicher Kirchenlehrer jener Zeit den Heiden zurufen, „daß wir trotz eurer Verfolgungen weit davon entfernt sind, uns gegen euch zu verschwören, wozu wir durch unsere große Zahl vielleicht imstande wären, vielmehr für euch beten und euch Gutes thun; daß wir, wenn wir auch nichts für eure Götter, doch für eure Armen geben, und daß unsere Liebe mehr Almosen in euren Straßen ausstiehet, als eure Religion Opfergaben in euren Tempeln darbringt.“ Es würde uns an dieser Stelle zu weit führen, wenn wir Beispiele anführen wollten von der großartigen, selbstverleugnenden, todesmuthigen Menschenliebe, mit welcher sich die Christen der heidnischen Nothleidenden annahmten, die von ihren eigenen Verwandten mit schöner Selbstsucht in Noth gebracht waren oder mit feiger Hartherzigkeit in der Noth verlassen wurden.

Aber nicht nur dadurch, daß sie ihre heidnischen Mitmenschen in Hungertagen speisten, in Krankheiten pflegten, ihrer Waisen sich annahmten und sie sonst auf mancherlei Weise ihre Liebe genießen ließen, trugen die Christen zur Verbesserung der Lage, zur Linderung der Noth der Heiden bei; sondern durch ihr Beispiel und ihr Wort gewannen sie auch Einfluß auf die Gesetzgebung im Staat. Für die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Schäden hatten die christlichen Lehrer ein offenes Auge, und sie scheuten sich auch nicht, den Bedrückern des Nächsten, mochten sie hohen oder geringen Standes sein, muthig entgegenzutreten. „Bezahle dem Tagelöhner seinen richtigen Lohn,“ sagte Ambrosius, Bischof zu Mailand; „verachte den Armen nicht, der für dich sein Leben in Arbeit hinbringt; denn wenn du ihm die Mittel zu seinem Lebensunterhalt nimmst, die du ihm schuldig bist, so heißt das ihn tödten.“ Augustinus, Bischof zu Hippo, verwandte sich bei der Obrigkeit für die armen Pächter, die von ihren Brotherren ausgezogen wurden; ähnliches wird von anderen christlichen Lehrern berichtet. Wo unter dem Schutz der Gesetze geldgierige Bischöfe ohne Menschenfurcht oder Rücksicht auf verlorene Günst der Großen ihre Stimme. „O du, der du dem Armen ungerechte Prozesse anhängst, um ihn zu berauben, versee dich in Gedanken vor dem Richterstuhl Gottes ohne Fürsprecher, der dich gegen die Unglücklichen vertheidige, die du deiner Habsucht zum Opfer gebracht hast.“ — „O Reicher, was helfen dir deine prächtigen Gebäude? Selbst nach dem Tode ihres Eigentümers erheben sie ihre anlagenden Stimmen. Jeder Beschauer ruft aus: Wie viele Thränen haben sie gekostet! Wie viel beraubte Waisen und zur Verzweiflung gebrachte Witwen!“ — „So lange ihr nicht aufhört, das Gut der Armen zu verschlingen, werde ich nicht aufhören, mich gegen euch zu erheben.“ — „O unersättliche Raubgier, des Satans würdig, dessen Ebenbild der Wucherer ist!“ — So und ähnlich hören wir sie den hartherzigen Reichen ins Gewissen reden. Selbst Kaiserthron und Kaiserkrone konnte diesen muthigen Wortführern der bedrückten Armut nicht den Mund stopfen. Als die Kaiserin Eudoxia mit Berufung auf ein ungerechtes Gesetz auf gerichtlichem Wege in Besitz der Weinberge einiger armen Witwen gelangen wollte, trat ihr, ob schon sie eine Geldentschädigung anbot, Chrysostomus entgegen und verurteilte, ohne sich durch des Kaisers

ungerechtes Gesetz und um den Zorn der hohen Herrin zu kümmern, dies ungerechte Vorgehen gegen die hilflose Armut.

Aber wie schon oben kurz bemerkt worden ist, gewann das Christentum auch einen bedeutenden Einfluß auf die bürgerliche Gesetzgebung; immer deutlicher tritt in den Gesetzbüchern das Bestreben hervor, der Selbstsucht die im Heidentum so viel gemißbrauchte Macht aus den Händen zu winden. Dem Wucher wurden Schranken gesetzt; die harten Schuldgesetze wurden gemildert; besonders wurde die Auspflanzung des Schuldners erschwert; überhaupt war man darauf bedacht, dem ehrlichen Arbeiter ein ehrliches Auskommen zu erleichtern und zu schützen.

Aber freilich waren gerade diese Gesetze auch ein Beweis dafür, daß keineswegs die Zustände im Reich sich so gestaltet hatten, daß man solcher Gesetze hätte entbehren können. Wo man hohe, dicke Mauern sieht und Eisengitter vor den Fenstern, darf man immer annehmen, daß Leute in der Gegend sind, die ausbrechen oder einbrechen möchten. Besserung war eingetreten, vollständige Heilung nicht. Auch unter den christlichen Kaisern gab es im Reich viele Geizhälse und viele Prasser und viele, die von beiden zu leiden hatten, viele Tagesliebe und Faulenzer und Unzufriedene, mancherlei Mangel und Noth, theils verschuldet, theils weniger verschuldet. Warum? Weil die Erde ein Schauplatz der Sünde geblieben war. G.

(Aus dem „Lutheraner“.)

Emigrantemission in Baltimore im Jahre 1884.

[Schluß.]

Daß es nun unter den Einwanderern auch nicht an solchen fehlt, die es dankbar anerkennen, was ihnen hier Gutes durch unsern Agenten geschieht, das mögen folgende Zeugnisse beweisen, die aus der großen Menge derselben hier aufgeführt werden.

Ein Mädchen, das nach zweijährigem Aufenthalt in diesem Lande durch Rheumatismus ganz verkrüppelt war und durch die Bemühungen unseres Agenten wieder nach Deutschland zurückkam, schreibt von dort: „Mit Gottes Hilfe bin ich glücklich und wohlbehalten bei meinen lieben Eltern angekommen. Auf dem Schiffe ging es mir recht gut; ich war im Hospital desselben und bekam das Essen aus der ersten Küche, wofür ich Ihnen herzlich zu danken habe. . . . Insbesondere danke ich Ihnen auch noch herzlich für die schönen Schriften“ (Kalender, Luthers Volksbibliothek, Synodalberichte u.), „die mir noch von großem Nutzen sind. Möge Sie der liebe Gott noch lange in diesem so wichtigen Berufe erhalten“ u. s. w.

Nicht weniger dankbar ist der Brief eines andern Mädchens, das letztes Jahr hier ankam und durch unsern Agenten verpflegt wurde, bis endlich das Reise-geld für sie angekommen war. Sie war darauf zu ihrer Schwester gereist und auch mit Freuden aufgenommen worden. Als sie aber das weltliche Leben ihrer verheirateten Schwester nicht mitmachen wollte und, nachdem sie sich einmal hatte bereden lassen, mit ihr in den Schützenpark zum Tanz zu gehen, erklärte: Einmal und nicht wieder! ich gehe von jetzt an in die Kirche! da ging ihre Noth an, und sie mußte von nun an allerlei Bedrückungen, Hohn und Spott erdulden. In dieser Noth hatte sie an unsern Sallmann Folgendes geschrieben: „Schon längst wollte ich Ihnen meinen Dank aussprechen für Ihre herzliche Fürsorge, was

ich denn hiezu thun, zugleich aber nahe ich mich Ihnen mit einer Bitte. Mir ist es, als stünde ich vor einem Abgrunde; und da habe ich Gott viel angerufen, er möchte mir doch einen Weg zeigen, wie ich aus meiner Lage herauskommen könne. Da ist mir nun mitten im Gebet der Gedanke gekommen: Schreibe an Herrn Sallmann! Und so wage ich es denn in Gottes Namen, mich an Sie zu wenden und Sie zu bitten; helfen Sie mir! Ich kann im Hause meiner Schwester nicht mehr bleiben. Ach, es sind gar traurige Menschenkinder, schlimmer wie die Heiden. Ich bin bis jetzt alle Sonntage zur Kirche gegangen und, so wahr mir Gott helfe! ich will keinen Finger breit von Gott und seinen Wegen abweichen. Können Sie mir helfen? Ich möchte gerne unter Christen sein. Sollten Sie irgend etwas für mich thun können, so bitte ich Sie, geben Sie mir Nachricht. Ich bin in einer sehr traurigen Lage. Sie werden sich meiner wohl noch erinnern; ich kam vor Pfingsten mit der „Braunschweig“ in Baltimore an, und Sie nahmen sich meiner dort so herzlich an, daß ich Ihnen meinen innigsten Dank dafür sagen muß“ u. s. w. Darauf hin hatte Herr Sallmann ihr wieder geschrieben und nach Kräften guten Rath erteilt; aber sie hatte unterdessen durch Hilfe guter Leute innerhalb der Gemeinde, zu der sie sich hielt, einigermaßen die Mittel zur Rückreise bekommen, und so kam sie anfangs September wieder nach Baltimore zurück. Hier sorgte Sallmann für ihre Herberge, bis das Schiff abging, verschah sie noch mit etwas Geld, und sah sie mit erleichtertem Herzen nach Deutschland abfahren.

Zum Schlusse noch eine wohlgemeinte Warnung an alle diejenigen, welche sich noch immer verleiten lassen, bei fremden, anstatt bei unserem eigenen Agenten ihre Schiffscheine zu kaufen, und welche, während sie andern das Geld geben, von unserem Agenten die Arbeit und Mühewaltung erwarten und verlangen. Ein Herr aus Texas hatte mit unserem Agenten mehrere Briefe gewechselt und um Auskunft wegen seiner beabsichtigten Reise nach dem alten Vaterlande gebeten, denselben auch ersucht, ihn am hiesigen Bahnhofe abzuholen. Unser Agent that dies und erfuhr nun von dem Antommenden, daß er bereits für seinen Schiffschein bezahlt habe. Sallmann brachte nun denselben vorerst in einem Gasthause unter und geleitete ihn dann zu dem Generalagenten, wo er seine Papiere nachsehen ließ. Da stellte es sich denn heraus, daß der Reisende noch acht Dollars nachzuzahlen hatte, und also den Schiffschein keineswegs billiger hatte, als wenn er ihn hier gekauft hätte. Es geht aber häufig so, daß Inland-Agenten Versprechungen machen, die sich als trügerisch erweisen, z. B. auch in Bezug auf Kinder, die sie oft für frei erklären, während sie doch schon das gesetzliche Alter überschritten haben; wenn dann die Leute in den Hafen kommen, gerathen sie in allerlei Verlegenheiten; denn es wird ihnen nie etwas nachgesehen oder nachgelassen; haben sie dann kein Geld, so muß eins der Familienglieder zurückbleiben, oder es wird ein Theil ihrer Kisten zurückbehalten.

Verleihe uns der Herr fernerhin Kraft und Vermögen, sowie auch Mittel und Unterstützung von Seiten unserer lieben Glaubensbrüder nah und fern, daß wir das Werk des barmherzigen Samariters auch ferner zu Ruh und Frommen unserer einwandernden Landsleute immer segensreicher und in immer größerem Umfange ausrichten und verwalten können!

H. Hanser, Secretär.

W. Sallmann, Agent,
177 E. Pratt Str., Baltimore, Md.

Eine reiche Gemeinde.

Eine Kirchengemeinde, die reich ist an irdischem Gut, ist die alte Trinity Church (Dreieinigkeits-Kirche) in der Stadt New York. Pastor dieser Gemeinde, die zur Episkopalkirche gehört, war im Jahre 1697 William Versey. Derselbe erwirkte für die Kirche von der damaligen Königin Anna eine Land-schenkung von bedeutendem Umfang auf dem Gebiet, das jetzt die Stadt New York einnimmt. Aus ihren damaligen kleinen Anfängen ist nun seitdem New York zu einer der Großstädte der Welt herangewachsen, und in dieser Großstadt besitzt heute die Trinity Kirche nahe an neunhundert Baupläge, deren Gesamtwert auf zwanzig Millionen Dollars geschätzt wird. Der Ertrag dieses riesigen Vermögens, der sich jährlich auf 6—700,000 Dollar beläuft, wird ganz zu kirchlichen und wohltätigen Zwecken verwendet. Die Pfarrei enthält sieben Kirchen, welche alle aus diesen Geldern erhalten werden. Mit jeder von diesen Kirchen sind Tages- und Abendschulen verbunden, die auch aus der Gemeindefasse ihr Bestehen haben. Ferner erhalten zwanzig andere Kirchen, die nicht zur Pfarrei gehören, jährliche Beiträge im Betrag von \$50,000. Auch erhält die Gemeinde eine Reihe Gewerbschulen in verschiedenen Theilen der Stadt. Die ausgedehnte Wohlthätigkeit, zu welcher die reiche Gemeindefasse die Mittel bietet, läßt sich nicht in einigen Worten beschreiben; doch wird darüber von den Kassenerwaltern sorgfältig Bericht erstattet. Dem letzten Bericht zufolge wurden in der Zeit, über welche sich derselbe verbreitet, 3065 Kranke von Ärzten, die im Dienste der Gemeinde stehen, unentgeltlich behandelt, und 6025 armen Leuten, die sich bemühen, sich redlich zu ernähren, wurde zu ihrem Fortkommen Unterstützung gewährt. G.

Eine Abrahamschwester.

Daß Abrahams Glaube auch heute noch Abrahams Früchte trägt, möge folgendes Beispiel zeigen. Unter den Missionaren, die zuerst das Evangelium von Christo, dem Heiland aller Welt, zu den jetzigen Bewohnern der Südsee trugen, war auch der einzige Sohn einer amerikanischen Mutter. Ein Jahr nach dem andern widmete dieser Heidenbote der schweren und gefährlichen Arbeit unter jenen wilden Menschenfressern; aber er bekam keine Frucht seiner Arbeit zu sehen, und als endlich noch ein blutiger Krieg zwischen den beiden herrschenden Stämmen des Eilands ausbrach, wurde des Missionars Hütte niedergebrannt, er selber aber erschlagen und von den fannibalischen Heiden beim Siegesmahle verzehrt. Als nun die Trauerkunde von dem äußerlich schrecklichen Ende ihres Sohnes nach Amerika drang und auch der betagten Mutter zu Ohren kam, eilten Freunde und Bekannte herbei, um sie über den herben Verlust zu trösten und sie in ihrem Leid aufzurichten. Sie fanden sie ruhig und gefaßt, und nur einen Wunsch sprach sie den Freunden gegenüber aus. Er lautete: „Ach, wie ist es mir doch so leid, daß ich nicht noch einen Sohn habe!“ „Ja,“ erwiderte man ihr, „der könnte dir doch in deinen alten Tagen eine Stütze sein.“ „Nein, nein,“ entgegnete die Mutter, „so habe ich es nicht gemeint; hätte ich noch einen Sohn, so würde ich ihn an seines Bruders Stelle schicken, daß er den armen, blinden Heiden, die mir in ihrer Blindheit den einen Sohn erschlagen haben das Licht des Evangeliums fernerhin leuchten ließe, das

allein sie aus ihrem blutigen Sündenelend herausführen kann."

O, ihr christlichen Eltern, denen Gott auch Söhne beschert hat, habt ihr nicht wenigstens einen von ihnen übrig für den Dienst am Evangelium? Gott der Herr verlangt von euch nicht, daß ihr den Knaben auf Morijas Höhen zum Brandopfer bringen sollt; ihr braucht ihn auch nicht zu den Menschenfressern der Südsee zu entsenden; hier in Amerika und in unserm Staat ist Arbeit mehr als genug vorhanden unter Leuten, die Deutsch sprechen wie ihr, die aber noch nicht geistlich im Ueberfluß sitzen, wie ihr, und die noch wenigstens zum Theil Hunger und Durst haben nach dem Brot und Wasser des Lebens. G.

Jesus allein.

Die meisten unserer Leser kennen ja wohl das schöne Abendmahlbild, welches die zwölf Apostel an einer langen Tafel sitzend dargestellt in dem Augenblick, da der Heiland von seinem Verräther geredet hat und die Jünger entsetzt fragen: „Herr, bin ichs?“ Der berühmte Künstler Leonardo da Vinci, der dieses Bild, dem die meisten Abendmahlbilder nachgeahmt sind, gemalt hat, hegte die Absicht, sein Bild so zu entwerfen und auszuführen, daß die Gestalt des Heilandes als die Mittelfigur des ganzen Bildes die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und die Blicke des Beschauers auf sich lenken möchte. Nun hatte er an einer Stelle des Gemäldes ein kleines Fahrzeug dargestellt, und an diesem Stück hatte er mit großem Fleiß volle drei Wochen zugebracht, und als das Bild fertig war und sich die Beschauer herzu drängten, um das Meisterwerk zu besehen, merkte der Künstler, der auch zugegen war, daß aller Augen nach kurzer Prüfung des Gemäldes auf dem hübschen Fahrzeug haften blieben und gerade diese mit großem Geschick ausgeführte Partie Gegenstand besonderer Bewunderung wurde und dem Maler das lauteste und am meisten wiederholte Lob eintrug.

Es war Abend geworden; alle Besucher hatten sich entfernt, viele mit einem letzten Blick auf den Glanzpunkt des Bildes; der Maler war mit seinem Kunstwerk allein. Da ergreift er einen Pinsel, taucht ihn in die Farbe und deckt mit einem kräftigen Strich das Fahrzeug auf immer zu, auf das er so viel Zeit und Arbeit verwendet und dem jedermann so hohes Lob gezollt hätte. Als man ihn fragte, warum er das gethan habe, gab er zur Antwort: „Es soll mir keiner mehr Veranlassung finden, seine Aufmerksamkeit von dem abzulenkten, dem sie vornehmlich gebührt, und das ist Jesus allein.“ G.

Gewisse Glaubenszuversicht.

Anno 1621 lebte zu Prag der evangelische Freiherr Wenzeslaus von Budowa, ein Herr von 74 Jahren. Wie es mit demselben zum Sterben kam, besuchten ihn zwar die Jesuiten, die sagten, aus herzlichem Verlangen könnten sie nicht unterlassen, ihn zu guter Letzt zu besuchen; sie wüßten, daß er ein gelehrter Herr wäre, trügen also Verlangen, seine Seele zu gewinnen und ein Werk der Barmherzigkeit an ihm zu erweitern. Allein er gab zur Antwort: „Ihr lieben Herren, was wollt ihr von meiner Seligkeit sagen? Ich danke meinem Gott und wollte wünschen, daß ihr Euerer Seligkeit auch so gewiß wäret als ich der meinigen.“ —

„Ei.“ sagten sie, „der Herr rede bescheidener; homo nescit, an amore an odio dignus sit, das heißt, der Mensch weiß nicht, ob er der Liebe oder des Hasses werth sei.“ — „Was? Ihr sucht mich in Verzweiflung zu stürzen. Ihr albernen Ignoranten! So ist der Spruch zu verstehen: Aus dem äußerlichen Glück oder Unglück könne man nicht urtheilen, ob ein Mensch bei Gott in Gnaden oder Ungnaden sei. Ich weiß, an welchen ich glaube und bin gewiß, daß Er mir meine Beilage bewahren könne bis an jenen Tag. Nem: Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit.“ — „Ja,“ sagten die Jesuiten, „das, lieber Herr, redet Paulus; Ihr habt die Offenbarung nicht, die Paulus gehabt.“ — „Was?“ sagte der Freiherr, „wisst Ihr auch, was dabei steht? „Nicht mir aber allein, sondern auch allen, die seine Erscheinung lieb haben.“ Ich habe auch die Erscheinung meines Herrn Jesu Christi lieb. Und was wollt ihr viel sagen, Ihr Herren, wisst Ihr auch, wo der Spruch geschrieben steht: Der Mensch weiß nicht, ob er der Liebe oder des Hasses werth sei?“ — Darauf giebt er ihnen die Bibel und heißt sie den Spruch aufschlagen. Da siehet einer den andern an und fraget: wo stehet es denn? stehet er nicht in der anderen Epistel an den Timotheum? Darüber wird der Freiherr eifrig und spricht: „Ihr Esel, wisst Ihr doch nicht einmal, wo der Spruch stehet, und wollet mir zu meiner Seligkeit verhelfen?!“ — Da mußten sie mit Schanden davon gehen.

(Luth. Volksbl.)

Ein Stücklein Judenuission.

Zwischen Halle und Naumburg pflegte vor Jahren ein alter Jude zu fahren, d. h. er saß hinten im Wagen auf den alten Fellen, mit denen er handelte; der eigentliche Fuhrmann aber war sein Knecht, Namens Christian. Derselbe war ein treuer Christ, und sein liebstes Buch seine Bibel. Die hatte er auch auf seinen Fahrten immer bei sich, und weil das Pferd den Weg bald ganz allein fand, so holte Christian seine Bibel heraus und las. Er las aber laut vor sich hin, und der Jude hinten im Wagen mußte zuhören, er mochte wollen oder nicht. Aber er wollte bald nicht mehr und rief: „Christian, laß das Lesen sein!“ — „Kann ich nicht,“ gab jener zurück. — „Dann lies leise.“ — „Kann ich auch nicht; wenn ich lese, muß ich laut lesen, sonst verstehe ichs nicht!“ — Dann brach der Jude kurz ab und sprach: „Dann hast du deinen Schein und kannst gehen.“ Und der Christian nahm seine Bibel unter den Arm und den Schein in die Hand und ging, denn von Gottes Wort konnte er nicht lassen. Der Jude mußte nun einen andern Knecht miethen. Der las nun freilich weder laut noch leise in der Bibel. Aber sein Herr mußte bald erfahren, daß es sich mit einem christlichen Knecht besser fährt, denn mit einem andern, der weder Christ noch Jude ist. Es ging mit dem Geschäft nicht wie früher. Er läßt daher bald den Christian wieder rufen und fragt ihn: „Christian, willst du wieder fahren?“ — „Warum denn nicht? Aber darf ich denn auch lesen?“ — „Ja, meinethwegen, kannst lesen!“ — „Auch laut lesen?“ — „Kannst laut lesen.“ Und der Christian fuhr wieder seinen alten Juden und las in seiner Bibel, und jener mußte zuhören durchs Alte und durchs Neue Testament hindurch. Und fuhren die beiden miteinander noch manches liebe Jahr. Da begab sichs, daß der Jude krank

ward und immer kränker. Man sah, es ging aufs Letzte. Seine Freunde standen theilnehmend um sein Bett herum. Ihm aber war so angst und bange, und er seufzte immer nur: „Meine Sünden! Herr, du gerechter Gott, meine Sünden!“ Jene trösteten ihn, daß er ja doch im Ganzen immer ein ehrlicher Mensch gewesen, und wenn er einen betrogen habe, so wäre es doch nur ein Christ gewesen, und daß er es doch zu einem hübschen Vermögen gebracht habe u. s. w. „Ja,“ rief er, „gerannt und geritten genug nach sechs Brettern und einem Leichentuch!“ Dann, nach einer Pause, verlangte er plötzlich: „Der Christian soll kommen!“ Der kam. „Christian, bete!“ Da kniet der treue Knecht an seines Herrn Bett nieder und betet laut und inbrünstig zu Christo, dem barmherzigen Heiland, der auch den Schächer in der letzten Stunde noch angenommen, er möchte sich doch auch über seinen lieben alten Herrn erbarmen. Der Alte auf seinem Bett wird stiller. Als der Christian dann wieder aufstand vom Beten, drückt er ihm die Hand, dann nach oben schauend, ruft er mit seinem letzten Odem aus: „O Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Die Juden, die das hörten, hielten sich die Ohren zu und liefen laut schreiend zur Thüre hinaus. Dem alten Christian aber läuft, während er seinem Herrn die Augen zudrückt, eine Thräne die Wade herab. Er hatte seinen Herrn mit seinem treuen Bekenntnis in den Himmel gefahren. (Luth. Kirchenbi.)

Habens ihm klar gemacht.

Der ungläubige, umsturzbesessene Franzose Rochefort machte während seiner Verbannung aus Frankreich eine Reise um die Welt und hegte das besondere Begehren, die Naturkinder der Südsee = Inseln näher kennen zu lernen. Da hörte er, daß dieselben Christen geworden seien. Dies ärgerte ihn dergestalt, daß er den Versuch wagte, dieselben vom Glauben abspenstig zu machen. Die Insulaner aber, so berichtet Rochefort selbst, hätten ihn ganz befremdet angestaunt und geantwortet: Sei froh, daß wir Christen sind; sonst hätten wir dich schon längst aufgefressen.



Theodor Harms.

Ueber Leben, Sterben und Begräbnis des manchen unserer Leser persönlich bekannten Hermannsbürger Pastors und Missionsleiters Theodor Harms theilen wir aus einem Bericht, den das „Kreuzblatt“ dem „Pilger zur Heimat“ entlehnt, folgendes mit.

Karl Friedrich Theodor Harms war in Hermannsburg geboren und erzogen. Er besuchte im Jahre 1835 das Gymnasium, und 1839 die Universität Göttingen. Nach seiner Studienzeit war er mehrere Jahre Hauslehrer, zuerst bei einem Herrn Meßler, zuletzt sechs Jahre bei seinem nachherigen Schwiegervater. Als sein sel. Bruder das Missionswerk anfang, da war er dabei und wurde 1849 Missionsinspector, verheiratete sich 1852 — die 33 Jahr dauernde glückliche Ehe wurde mit 13 Kindern gesegnet, von denen noch neun am Leben sind —, kam 1857 als Pastor nach Wüden, und lehrte 1865 nach Hermannsburg als Nachfolger seines sel. Bruders zurück. Im Jahre 1878 wurde er wegen seiner Weigerung, nach dem neuen Traugesetz zu trauen, als landeskirchlicher Pastor seines

Amtes entsetzt. Er wurde nun auf Wunsch und Bitten seiner gleichgesinnten Gemeindeglieder Pastor der freikirchlichen Gemeinde Hermannsburg an der Kreuzkirche. In dieser hielt er am 3. Sonntage nach Epiphania seine letzte Predigt über den Hauptmann von Capernaum. Vierzehn Tage vor seinem Ende hielt er die letzte Confirmandenstunde und Missions-Ausschüß-Sigung. Nach etwa 14 Tage dauernder Lungenerkrankung entschlief er in der Frühe des 16. Februar um 8½ Uhr sanft in dem Herrn im Alter von 65 Jahren 10 Monaten und 27 Tagen.

Das Leichenbegängnis fand am 19. Februar des Nachmittags statt. In einem Zimmer des Trauerhauses lag die irdische Hülle des Entschlafenen im offenen Sarg. Friede, tiefer Friede lag auf seinem Gesichte. Im Talar lag er da, die Hände gefaltet, auf der Brust die Bibel mit goldenem Kreuz auf ihrer Decke, weiter nach unten ein Kranz aus Haideblumen, den eine Frau gebracht, die den Kranz zum Geburtstag geschenkt bekommen. Zur Linken lag ein Palmzweig, aus Hannover gesandt; in die eine Schleife war mit Goldfäden eingestickt 2. Sam. 1, 25—27., in die andere Offenb. 7, 13—14. Rechts lag ein Palmzweig, aus Düsseldorf geschickt, und ein Lorbeerkrantz aus Celle, dessen Schleife die Inschrift trug Offenb. 7, 13—14., und „Missions-Vereinigung von Celle und Umgegend“. Daneben lag eine Menge von Kränzen, die die Liebe aus allem möglichen Grün hatte gewunden und winden lassen. Weiter abseits lagen 4 Lorbeerkränze und 4 Palmzweige mit gelbweißen Schleifen, die von der hannoverschen Königsfamilie gesandt waren. Es war ein ununterbrochenes Kommen und Gehen von Menschen, die den theuren Entschlafenen noch einmal zu sehen wünschten. Nachmittags um 1½ begann das Trauergeläut. Die Trauerfeierlichkeit begann mit dem Gesange „Alle Menschen müssen sterben“. Dann ergriff, in der Hausthür stehend, zuerst das Wort Pastor Grütter aus Barmbeck. „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!“ begann er, und nachdem er die Tageslosung gegeben mit den Worten: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten“ etc., betete er den 130. Psalm und hielt dann eine Ansprache im Anschluß an Psalm 126, die mit Gebet schloß. Nun legte Herr Major Ruschenbusch die vom Herzog von Cumberland, der Herzogin, der Königin Marie und der Prinzess Mary gesandten 4 Palmzweige und 4 Lorbeerkränze auf den Sarg nieder mit entsprechenden Worten. Hierauf sang der Chor der Missionszöglinge einen vierstimmigen Chorgesang. Nachdem dann die Worte gesprochen: „Das walte Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist“ und „Der Herr behüte deinen Eingang und Ausgang von nun an bis zu ewigen Zeiten“, wurde der Sarg aus dem Hause getragen, und unter dem Voranschreiten der Zöglinge, die mit ihren Posaunen eine Trauermelodie bliesen, und der Schulkinder, die abwechselnd ein Trauerlied sangen, sowie der anwesenden Geistlichen (wir zählten 25—30, darunter etwa ein Duzend landeskirchliche) setzte sich der Zug in Bewegung. Das Gefolge zählte nach Tausenden. Als wir unter dem Geläute der Glocken an die Kreuzkirche kamen, war dieselbe schon gedrängt voll, und nur mit Mühe gelang es, so viel Platz zu schaffen, daß der Sarg vor den Altar gestellt werden konnte.

Nachdem nun mehrere Verse eines Trauerliedes gesungen worden, hielt Pastor Drewes die Liturgie; Antiphone: Psalm 90, 12.; dann Gebet; hierauf verlas er Offenb. Joh. 7, 13—17. Nun wurde gesungen: „Meinen Jesum laß ich nicht“. Dann hielt Pastor

Drewes die Leichenpredigt über Phil. 1, 21.: „Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn.“ Er zeigte zuerst, was es heiße, Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn, sodann wie das vom Leben des Entschlafenen gegolten habe und machte endlich eine Anwendung davon zu Trost und Mahnung für die Leidtragenden und Anwesenden. Nun folgte ein Gesang der Gemeinde, darauf Chorgesang der Zöglinge: „Selig sind die Todten“ etc. Dann hielt Pastor Gleiß aus Hamburg eine kurze ernste Ansprache über Ps. 90, in der er besonders darauf hinwies, daß der Tod allemal der Sünden Sold und nur mit Jesu zu überwinden sei. Hierauf wurden zwei Chorgesänge vom gemischten Chor gesungen. Nun bestieg Pastor Wolf aus Bleckmar die Kanzel und redete einige Worte im Anschluß an Ebr. 13, 7. Als dann gesungen war: „Christus ist mein Leben“, hielt Pastor Drewes die Schlußliturgie: „Der Herr sei mit Euch!“ etc., Antiphone: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren“ etc., Segen.

Nun begab sich der Zug in derselben Ordnung aus der Kirche nach dem Gottesacker. Der Posaunenchor der Zöglinge blies die Weisen: „Jesus, meine Zuversicht“ und „Christus, der ist mein Leben“. Die Kinder sangen abwechselnd dazwischen. Nach kurzer Grabliturgie, aus der mir — ich konnte nicht in die Nähe des Grabes kommen — nur noch die Worte innerlich sind: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ etc. und dem Friedensgruß wurde die Trauerfeierlichkeit beendet mit dem Gesange: „Nun laßt uns den Leib begraben!“ Es war 5½ Uhr geworden.

Allgemein war das Bedauern, daß die weltlichen Mitglieder des landeskirchlichen Kirchenvorstandes in Hermannsburg trotz der Bemühungen ihres Pastors es den Hinterbliebenen verweigert, daß der Entschlafene bei seinem Bruder — es sind an der Stelle noch mehrere Grabstellen frei — beerdigt werde. Der sel. Louis Harms ruht jetzt links, Theodor Harms rechts von dem kleinen Todtenhause auf der Mitte des Kirchhofs.

Kürzere Nachrichten.

— Eine interessante Broschüre ist das „Statistische Jahrbuch der deutschen evang.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. für das Jahr 1884“. Auf 67 Seiten im Format eines Synodalberichts enthält das Buch eine Zusammenstellung des statistischen Materials, das früher in den Jahresberichten der verschiedenen Synodal-districte zerstreut zur Veröffentlichung gelangte. In der Tabelle: „Gesamtsumme der Parochialberichte“ finden wir u. a. folgende Angaben: Pastoren: 803; *) Gemeinden, die zur Synode gehören: 568; Gemeinden, die nicht zur Synode gehören: 630; Predigtplätze 485; Seelen 348,182; stimmfähige Gemeindeglieder: 57,136; Schulen 897; Lehrer 573; Schulkinder 62,772. — Aus anderen Stellen des „Jahrbuchs“ erwähnen wir noch folgende Zahlen. Die Gesamtzahl der Professoren an höheren Anstalten ist 35, die der Lernenden 887. Der Umsatz des Verlagshauses betrug im Jahre 1884 \$114,503.88. Gesangbücher wurden hergestellt 35,700, Katechismen 19,700, Bibeln 25,000. Der „Lutheraner“ wird gedruckt in 17,500 Exemplaren, „Lehre und Wehre“ in 1700, das „Magazin für ev.-luth. Homiletik“ in 1500, das „Schulblatt“ in 750 Exemplaren.

*) Dabei sind die Professoren nicht mitgerechnet.

— Der Columbußer „Kirchenzeitung“ scheint doch die Synodal-Conferenz je länger je mehr ein Dorn im Auge und das friedliche Zusammenleben der in derselben vereinigten Synoden ein Gegenstand stets wachsenden Aergers und Verdrusses zu sein. Als Ohio abtrünnig geworden war, rief uns die „Kirchenzeitung“ zu: „Aufs Wiedersehen bei uns!“ Nachdem diese Hoffnung zu Eßig geworden ist, sucht man fort und fort Keile zu treiben. Nach der letztjährigen Versammlung der Synodal-Conferenz war man in Columbus mit Spott und Hohn zur Hand. Später hat die „Kirchenzeitung“ sich vernehmen lassen, man thue bei uns nur so, als wäre man ein Herz und eine Seele. Neuerdings macht sich in demselben Blatt einer, der sich mit drei Punkten unterzeichnet, das Vergnügen des Versuchs, uns die Freude an der Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens, die durch Gottes wunderbare Güte unter uns besteht, zu verkümmern und zu stören. Alte Geschichten aus unruhvollen Jahren, über die bei uns längst Gras gewachsen ist, werden, zum Theil grausam entstellt, aus ihren stillen Gräften hervorgezerrt und den in späteren heißen Kämpfen kreu und innig vereinten Brüdern klappernd vor die Füße geworfen. Wozu doch das? Meint man vielleicht, es werde nun dem Teufel und den Führern der Ohio-Synode zur Freude in der Synodal-Conferenz zum Krieg kommen? Da sollen sie, Gott gebe es, lange warten. Mögen sie die Synodal-Conferenz immerhin eine „Farce“ nennen; es giebt Leute, die haben ihre Freude daran, und Gottes Engel freuen sich mit uns trotz Ohio und den drei Punkten in der „Kirchenzeitung“.

— Das „Lutherische Kirchenblatt“ berichtet: In Sharpsville, Pa., haben katholische Einwohner sich an das County-Gericht mit dem Gesuch gewandt, den Schuldirektoren zu verbieten, die Schulkinder zum Lesen der Bibel während der Schulstunden anzuhalten. Die Petenten machen geltend, daß das obligatorische Lesen der Bibel in den Schulen den katholischen Schülern falsche Religionsbegriffe beibringe. Es ist dies das erste Mal, daß diese Angelegenheit in Pennsylvania vor das Forum der Gerichte gebracht wird.

— Ueber die Ausbreitung der römisch-katholischen Kirche in den skandinavischen Ländern Schweden, Norwegen und Dänemark wurde auf einer großen Versammlung in Deutschland neulich folgendes berichtet. Im Jahre 1851 gab es in Schweden eine einzige römisch-katholische Kirche in Stockholm; jetzt hat in Schweden ein päpstlicher Statthalter seinen Sitz, und ihm zur Seite stehen 12 Missionare an 6 verschiedenen Stellen. In Norwegen war ebenfalls nur ein römischer Missionar in Christiania; jetzt besteht auch in diesem Lande eine selbständige Präfectur mit 16 Missionaren und 8 Gemeinden. Dänemark hat ebenfalls eine Präfectur mit 28 Missionaren und 4 Clerikern, 8 römischen Gemeinden und 16 Kirchen. In Kopenhagen haben die Papisten 6 Kirchen, eine ziemlich bedeutende Volksschule und zwei höhere Töchter Schulen. Der Bericht lobt die Freiheit, welche die päpstliche Kirche dort im Norden genießt und unter der sie sich nach Belieben ausbreiten kann; „keine Geseze, keine Polizei, kein Parlament, keine Bureaucratie steht ihr im Weg“, heißt es von Dänemark.

— Sansibar ist die wichtigste Handelsstadt an der Ostküste Afrikas. Arabische, indische und europäische Handelsleute haben hier ihre Agenten und kaufen hier die Erzeugnisse des dunklen Erdtheils, um

